

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 23 (1939)
Heft: 5-6

Artikel: Akademikerdeutsch
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und was für eine „Uschtelig“ gemeint sei, merkt wohl jeder aus dem Zusammenhang. Über „Landi“ bezeichnet die Ausstellung doch als Landesausstellung, also etwas bestimmter, ist etwas eigenartiger und darum für etwas Eigenartiges geeignet und bei näziger Verwendung wohl zu dulden, mit Geschmack verwendet sogar schriftdeutsch.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. In der Tat wurde das Schweizergüm mit etwas beschattet von den Erzeugnissen der „Landimode“, die sich schon vor der Eröffnung in den Zürcher Schaufenstern vorstellten. Über solche „Kitschblüten“ berichtet R. B. in der N. J. 3. (Nr. 912, 21. 5. 39): „Damenhüte mit rotweißen Bändern, Damen- hüte mit blauweißen Bändern, Damenhüte mit Zürcherwappen und Schweizerkreuz oben auf der ‚Gupfe‘. — Schwarze Loggenburger Sennenkostüme mit rotpasspoilierter Samtjacke, ‚Schwizerli‘ genannt. Dazu — selbstverständlich auf modischem Dauerwellen-Lockenkopf — das typische, mit Alpenblumen und Schweizerkreuz bestickte Hirtenkäppli. Und an den Füßen hochelegante, rotweiße Schuhe. — Gelten lassen kann man von der ganzen neuen Landimode höchstens die bunten Kopftücher mit den Kantonswappen. Derartige Baumwolldrucke hat es immer gegeben. — Doch Hüte mit Kanton- und Landeswappen, die zur Damenkonfektion umgekrempelt werden, verleghen nicht nur unsern guten Geschmack, sie beleidigen auch das teure Banner der Heimat“. Das hat mit Sprache nichts zu tun, aber mit unserm Volkstum, mit dem man nicht so spielen sollte.

Ein Schatten liegt auch schon auf dem offiziellen Festmarsch „Zwischen Rhone und Rhein“ des Gensers Martin. Die Bearbeitung für Orchester findet entschiedene Ablehnung, die für Blasinstrumente wird geradezu als „untragbar“ bezeichnet; der Marsch sei denn auch, lesen wir, bereits vom Festplan der Gesamtaufführung des Eidg. Musikvereins vom 12./13. Weimonal abgesetzt. Wenn der Grund für diese Ablehnung wirklich, wie der „Volksfreund“ berichtet, in der „französischen Couleur“ liegt, ist das eine erfreuliche Regung unseres Volkstums (der Marsch kann ja leicht umgetauft werden in „Zwischen Rhone und Seine“).

Am 4. Mai wurde das aus der alten (d. h. zweitältesten) Tonhalle umgebauten neue Kongresshaus eröffnet. Da die Schweiz das klassische Land des Gastwirtschaftswesens ist, muß es darin eine „urchig schwizerische Beiz“ geben, nicht wahr? So ist es auch; besonders unwiderstehlich lockt die Söhne Tells in der Ausschreibung die „Roofgarden-Terrasse“, der (oder die oder das) „Cocktail-Lounge“ und die „Foyer-Bar“. (Es wird höchste Zeit, daß in unsern Volksschulen das Hochdeutsche ersezt wird durch das Englische). „Roof“ heißt Dach; ein Dachgarten ist aber etwas wie eine Terrasse; damit die Leute das merken, schreibt man's grad hin. Daz man „Cocktail“ nicht wörtlich mit „Güggelschwanz“ wiedergeben darf, sondern „kultürlich“ etwa mit „Edelschnapsmischmasch“ erklären muß, solche Kenntnis gehört doch heute zur geistigen Landesverteidigung. Das Zeitwort „lounge“ (sprich laudisch) bezeichnet das müßige Herumgehen oder Faulenzen, das gleichlautende Dingwort auch die Stätte solcher ersprießlichen Tätigkeit, für die natürlich ein besonderer Raum geschaffen werden mußte, damit nicht alle Leute die Lungener sehen („Lungern“ hat aber lautgeschichtlich leider nichts mit „lounge“ zu tun). Wenn Schweizer da überhaupt Zutritt haben, dann sicher nur „bessere“, solche, die Anmut und Würde (Cocktail und Lounge!) zu verbinden und das Angenehme mit dem Nützlichen zu verknüpfen wissen. Die Foyer-Bar aber mutet schon fast heimelig an; denn „Bars“ in diesem Sinne gibt es bei uns schon etwa so lange wie „Tea Rooms“, also schon bald 30 Jahre. Im „Foyer-Konzert“ kann natürlich nicht etwa die „Ländlerkapelle Stocker Sepp“ mit irgend einem

Singvreneli auftreten; darum heißt die Hauskapelle denn auch „Orchester Juan Llojas mit Elena Lauri“. Alles echt schweizerisch!

Noch besser hat das schweizerische Volkstum aber der Leiter des Zürcher Corso-Theaters (so heißt unser Edeltingstangel) verstanden. Er kam auf den vaterländischen Gedanken, als „Große Revue der LU“, wie er, rechtlich zwar völlig unberechtigt, ausschrieb, aus Paris ein paar Dutzend Tanzbeine, natürlich weiblich-zarte, kommen zu lassen, die zusammen die Kulturvereinigung „Folies Bergère“ bilden. Das europäische Gleichgewicht und die integrale schweizerische Neutralität stellte ein anderer Apollopriester wieder her, indem er „Wien bei Nacht“ vorführte. Man konnte sich also schon außerhalb der „Landi“ schützen vor einer allzu engherzigen Auffassung des Schweizertums. Doch wäre das eigentlich gar nicht nötig gewesen, denn in der Ausstellung selbst gibt es ein Vergnügungs-, „Palais“ (so heißt die Kilbibude echt volkstümlich), wo neben urchigem „Dancing“ die „16 Gordon Ray Girls“ in Betrieb sind. Das hatte aber den politischen Vorteil, daß wenigstens eine Zeitlang in Zürich neben französischen und deutschen Mädelsbeinen auch englische zu sehen waren und immer noch das Feld behaupten; so kann sich weder Deutsch noch Welsch über Parteilichkeit beklagen. Da Girl (d. h. Mädchen) bereits zum deutschen, ja sogar zum schweizerdeutschen Wortschatz gehört, erlauben wir uns, den allfällig rückständigen Eidgenossen mitzuteilen, daß das Wort (sprich Göörl mit offenem ö und ganz, ganz schwachem r) wahrscheinlich eine Verkleinerungsform ist zu deutsch „Göre“, was etwa unserm „Gof“ entspricht, und lautlich verwandt ist mit schweizerdeutsch „Gurre, Gürli“, das zunächst Stute, dann aber auch liederliches Frauenzimmer u. ä. bedeutet. „Gordon Ray“ wird der Name des Unternehmers sein; er sagt uns zwar gar nichts, aber daß die Gordon Ray Girls mehr sind als etwa das weibliche Gegenstück zu den „Moserbuebe“, fühlen wir gerade deshalb.

Damit haben wir „im Geiste“ bereits einen Blick in die Ausstellung selbst geworfen. Also gehen wir endlich hinein. Wir haben natürlich eine „Dauerkarte“. Dieses Wort hat man wohl zum erstenmal an der Berner Ausstellung gehört. Merkwürdig und erfreulich, daß damals und sogar heute noch niemand Anstoß genommen hat daran; es ist ja doch deutsch und bedeutet, was sonst „Abonnement“ heißt. Natürlich könnte es auch ein Eisenbahnenbonnement bezeichnen, aber dafür ist es zu spät gekommen. Damit treten wir ein. Aber davon erst das nächste Mal!

Akademikerdeutsch.

In der von der Studentenschaft der Zürcher Universität und der E. T. H. gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift „Zürcher Student“ finde ich folgende Musterbeispiele deutschen Stils:

- 1) „Hätte ich mich nicht selbst auslachen müssen, wenn ich — wie Kommitone Weinmann mich interpretiert hat — hätte das Rezept geben wollen, mit nackter Brust sich an der Grenze dem erstbesten Gasangriff entgegenzuwerfen?“
- 2) Weite Kreise aber betrachten den Umzug (am Dies academicus) als unwillkürlicher Ausbruch (so!) der studentischen Geisteswelt . . . „Zürcher Student“, Nr. 2, Mai 1937
- 3) „Ja, mein Lieber, ich glaube, diese Spägin wäre aufgeweckt genug und mache den nächsten Polizisten aufmerksam; „Zürcher Student“, Nr. 2, Mai 1937.

Zu 1) Niemand „interpretiert“ mich, sondern höchstens meine Worte. Hätte der Schreiber das gut deutsche Wort

„auslegen“ statt „interpretieren“ gebraucht, so wäre ihm wahrscheinlich der Fehler nicht begegnet.

Zu 2) Wenn der alte Feldmarschall Wrangel und der Maler Liebermann regelmäßig „mir“ und „mich“ verwechselten, so konnten sie sich als Entschuldigung für diese Berliner Liederlichkeit immerhin auf ihre militärischen und künstlerischen Leistungen berufen. Wenn aber ein deutschschweizerischer Student den Wersfall und den Wenfall durcheinanderwirft, so gibt es dafür keine Entschuldigung, sondern nur eine Erklärung: mangelhafte Volkschulbildung.

Zu 3) Wer die Möglichkeitsform von „machen“ nicht zu bilden vermögt, täte besser, nochmals die Primarschule zu besuchen, statt auf Kosten seines Vaters die Bänke der Hochschule zu drücken. Sch.

Aus dem Idiotikon.

117. Hest (Fortsetzung) Huber & Co., Frauenfeld.

Stuche hieß früher allgemein das Kopftuch der Frauen; es konnte weiß oder farbig sein. So hieß auch dünne, feine Leinwand, und insofern sie weiß war, eignete sie sich zur Bezeichnung der Blässe; daher wird man in ostschweizerischen Gegenden, auch wo keine Kopftücher mehr getragen werden, immer noch „stuchebleich“. Das Zeitwort stuche bedeutet: solche Tücher weben oder etwas damit bekleiden, daneben aber auch stoßen, insbesondere Eisenstangen stumpf oder kürzer schmieden, dann überhaupt verkürzen; bei Huggerberger nimmt einer an einem Jungen Rache dafür, daß ihm der Alte „vor Jor und Tag anere Chilbi... en füffräckige Goggshuet g'stucht het“. Mit der Bedeutung stoßen wird Gstuchel und Gstüchel verwandt sein, z. B. „das Chindergstüchel i de Laube“ (v. Gremser).

Zeitgemäß mutet die Stelle aus einer Urkunde des 18. Jahrhunderts an: „Wann die Herren Jesuiten im Land, so kommen fremde Studenten auf Schweiz zu studieren und bringen Geld ins Land“. Aus dem Zürcher Unterland wird der Spruch berichtet: „Die lustigste Studente gend die beste Pfarrer“. Schon der Luzerner Pfarrer Ineichen sagte (um 1800): „Wie schlimmer Student, wie frümmer Pfaff“. Die Volksphantasie traut sogar den Tieren zu, daß sie studieren können, z. B. dem Kanali-(Kardinal)-vogel, „wenn er das Vorgepfiffene oder Vorgeorgelte schwach nachahmt, indem er abwechselnd das Köpfchen hin und her bewegt“ (so berichtet der Appenzeller Tobler), oder einem müden Pferde, das den Kopf hängen läßt (Aargau), einem Stier, der mit unbeweglichem Kopfe dasteht (Mosnang), einer Kuh vor „ufrefigem“ (nicht schmackhaftem) Heu. Bei Reinhart hockt ein liebeskranker Bursche hinter dem Taubenschlag, „studiert und macht Kalender“. Im Aargau antwortet einer auf die Frage: „Was studierst?“: „Halbbaze, aber sie wend näd rund werde“. Ein St. Galler Oberländer erklärt: „Me sait al, d's Studiere chostil vil Gelt; d's Nitstudiere aber chostet me“. Neben dem lateinischen Wort Studium, das mundartlich auch vorkommt (in Uri als Studi, in Nidwalden als Stuidi) hat sich die Mundart das Wort Studierig geschaffen; der Vater schickte früher seinen Sohn „i d'Studierig“ und wartete, bis er wieder „ab“ oder „vo der Studierig“ heimkam.

Stüdeli und Stüdi sind im Emmental beliebte Kurzformen für Christine, über deren verschiedenen Gefühlswerk die Gotthelfstelle aufklärt: „Sie (die Großmutter) war eine rüstige Frau, aber zehn Beine und zwanzig Arme hatte sie doch nicht; sie rief daher: Stüdeli! Lisebetli! Bäbeli!, dann Stüdi, Lisebet, Bäbi!“ Noch etwas weniger zärtlich ist dann Stüdle.

Vom Büchertisch.

Josef Reinhart, Lehrzyt-Geschichten und Bilder us mym Läbe. Verlag von A. Francke, Bern 1938. 7 Fr.

Es sei eine Schande, meinte ein Entrüsteter im Kampftümmel, daß es Schweizer gebe, die ein französisches Buch leichter lesen als ein in Mundart geschriebenes. Ich bekannte, daß das neben tausend andern mich mit trifft. Ich lese selten Mundartbücher, komme darin zu langsam vorwärts. Einmal wieder habe ich nach einem solchen gegriffen, und nun kann ich es nicht lassen, meiner Freude über diese prächtige Leistung schweizerdeutscher Kunst Ausdruck zu geben, und dem Bedürfnis, andere auf Reinharts Buch hinzuweisen. Nicht weil es besprochen werden mußte und ich das „übernommen hätte“, sondern rein nur weil ich nicht schweigen kann. Hier haben wir gefunden Schweizergeist; Reinhart erzählt aus den Erlebnissen eines Schulmeisters: ein wenig Kantonschule und Seminar, ein wenig Dorfleben und Gesangverein, Alltagsschule mit Buben und Meitlenen, ländliches Theaterleben, Vereinsausflüsse, angebrachter und unangebrachter Heimatschutz. Wir hören von Fahnen, Wettjungen, Proben im Wirtshaus, von schlaflosen Schulstunden am Tag nach allzulangem Hocken, von unwillkommenen Inspektionen zu ungelegener Zeit, von gefährlichen Wirtsstötern und erquickend braven armen Mädchen. Es ist nicht die Dorfwelt des Pfarrers von Lützelfüh, wir sind unter Arbeitern einer Schuhfabrik, im katholischen Solothurn, bei fortschrittsfrohen Männern der Achtziger und Neunziger Jahre, — und es ist doch wieder das Volk des großen Berners, unser Volk, hinter dessen mancherlei kleinen Menschlichkeiten eine achtbare Gediegenheit zu sehen ist und immer wieder hervorbricht. Humor und Schalkhaftigkeit des Erzählers sind ebenso frei von Geschmacklosigkeiten und gesuchtem Wit, wie die Vorführung von Armut, Leiden, Krankheit, Unglücksfall, Sterben, echter Frömmigkeit frei von aller unechten Gefühligkeit. Was aber fast am meisten erfreut, ist die Echtheit der Sprache. So reden sie wirklich, die Leute am Fuß des Juras. Die Dernheit geht nirgends bis zur — unserm Volk doch auch nicht fremden — Unfähigkeit, die Schlichtheit wirkt nie trivial. Die Vergleiche und Bilder sind köstlich; Wörter lese ich, die mich um 50 Jahre zurück, in die Kindheit und Schülerzeit, versetzen, weil ich sie seither nicht mehr gehört, aber sofort in ihrer heimeligen Urechtheit wieder erkenne. Man muß das Volk, das man so reden hört, so keck und so schamhaft, lieb haben. Gerade dieses Volk der Solothurner, das da so zwischen den „richtigen“, den „guten“ Kantonen drin steckt und nicht leicht in seiner Eigenart so recht erkannt und gewürdigt wird. Das ist das schöne Los eines echten Künstlers, daß er Deuter seines Volkes sein darf. Ed. Blocher.

Paul Lang, Balladenbuch für Schweizer Schulen. 148 Seiten, geb. 2 Fr. 90 Rp. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

Ferdinand Avenarius' köstliches Balladenbuch ist längst vergriffen; andere Sammlungen sind es auch oder sie sind nach Grundsätzen umgearbeitet worden, die nicht mehr die unsern sein können. Darum sind wir dankbar für diese billige schweizerische Sammlung, die von den lieben alten Bekannten fast alle enthält — von der Lenore über den Erlkönig und die Bürgschaft zum Glück von Edenhall. Fast ein Viertel sind schweizerisches Erzeugnis, davon fünf in Mundart; die Auswahl ist also gut vaterländisch, aber in vernünftigem Maße, nach dem Inhalt in Gruppen geordnet. Für Schule und Haus sehr zu empfehlen. (Nur 2 Fr. 90 Rp. !)